

Unterhaltungs = Blatt

a l s

Beilage zur Preßburger Zeitung No. 22.

Freitag, den 17. März 1820.

M. Stephan Vancsa.

Bis die Selbstständigkeit des ungarischen Staates, in Pannoniens gesegneten Gefilden tiefe Wurzel schlagen konnte, hatte das tapfere Volk der Magyaren mit manchem harten Ungemache zu kämpfen, das auf das Emporblühen ihres Nationalwohlstandes mit verheerender Kraft wirkte. Oft erschütterten die Donnerstürme des Krieges, die zum Theil der Dämon innerer Zwietracht, zum Theil die Eroberungssucht auswärtiger Fürsten erregte, das Königreich in seinen Grundfesten, vorzüglich in den frühern Jahrhunderten seines Alters, so gewaltig, daß es nahe daran war, ganz zu verschwinden. Aber wunderbar beschirmte es immer mit seinen Fittigen ein wohlthätiger Rettungengel, und wunderbar fügte es dieser, unter dem Pannier seines heilerzeugenden Schutzwaltens, daß in der Mitte desjenigen Volkes, das seine Tapferkeit in dem Angesichte von ganz Europa berühmt gemacht hat, immer Männer auftraten, die von dem Feuer ächter Vaterlandsliebe begeistert, muthig jeder Gefahr trosteten und in deren treuen Armen sich zutrauungsvoll die Regenten Rath's erholten.

Einen der gewaltigsten Stöße erhielt Ungarn gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts unter dem König

ge Bela IV. Es waren die grausamen Mongolen, die es darauf angelegt hatten, mit ihren Schwerdstreichen das ganze Volk der Magyaren zu vertilgen und ihr Reich in Trümmer zu schlagen; und wirklich der von ihrer Verheerungsfucht entworfene Vernichtungsplan, wäre fast nach einem unbeschreiblich jammervollen Wüthen, zur schauerhaften Realität an den grünenden Ufern der Theis und der Donau gediehen, wenn es nicht eben jetzt an der Seite des hart bedrängten, wackern Monarchen, Männer von mächtiger Staatsklugheit und Unererschrockenheit gegeben hätte, die ihn und das bestürmte Land vom Untergange retteten.

Die erste Schauerkunde von dem Vordringen der Mongolen erhielt Bela im März des 1241. Jahres. Diese überbrachten ihm diejenigen Eilbothen, welche der tapfere Feldherr Dionisius an ihn sandte, der sich auf der östlichen Gränze des Reichs befand, um die gefürchteten Feinde dort zu vertreiben, was ihm aber sammt seinen treuen Waffengefährten nicht gelungen war. Mit möglichster Schnelligkeit suchte sich nun der König, unter dem gewitterschwangern Horizonte des trauervollsten Schicksals, das ihn und die Schaaren seiner Unterthanen mit dem größten Verderben bedrohte, in die Lage der tapfern Gegenwehr zu setzen. Die Männer, die sich jetzt bei Gelegenheit der eingerissenen allgemeinen Noth, in welcher Ungarn schwebte, als biedere Patrioten um das königliche Haus und das Vaterland, den Ruhm unsterblicher Verdienste erworben haben, indem sie den bekümmerten König mit treuem Rathe unterstützten und in den Wirbeln der größten Drangsale, die ihn betrafen, mit be-

waffneter Hand beschirmten, waren unter andern vorzüglich der Erzbischof von Colocza, Benedikt, zugleich auch sein Kanzler, der Ban von Slavonien, Dionisius, der Großschatzmeister Graf Matthäus, der Großstallmeister Graf Orland, die Grafen Demeter und Moriz, der Graf Alexander v. Lipolth und die Herren Andreas und Johann v. Forgach. In die Zahl dieser braven und berühmten Männer gehört auch der obengenannte Meister Stephan Vancsa. Er steht unter ihnen oben an, indem dem Ruhme seiner erhabenen Handlungen, durch welche er sich merkwürdig gemacht hat, mit allem Rechte, die Glorie des Vorzugs, vor dem Lobe aller, gebührt.

Stephan Vancsa, ein Ungar von Geburt, war zuerst (vom Jahre 1239 — 1242) Bischof von Waiken und dann (von 1242 — 1254) Erzbischof von Gran. Keinem seiner geheimen Rätthe war Bela so sehr ergeben als ihm; er hatte ihm, von seiner Treue und Redlichkeit vollkommen überzeugt, ganz seine Liebe und sein Zutrauen geschenkt. Vancsa hielt sich daher sehr oft an seinem Hoflager auf, und nichts unternahm Bela innerhalb der Sphäre seiner Regierung, das nicht zuvor von den weisen Einsichten des frommen Priesters geprüft worden wäre.

Der unvermuthete Überfall der Mongolen versetzte den König in die größte Verlegenheit, und seine erste Zuflucht war zu dem Waikener Bischof. Mit ihm besprach er sich über die Rettungsanstalten des Reichs. Bei ihrem Entwurfe war er aber vor allen andern, für nichts so sehr besorgt, als für die Sicherheit der Königin, seiner

Gemahlinn, dann seiner Kinder, des Brautschazes, der Reichskrone und der übrigen Reichskleinodien. Diese hohen Schätze, die dem Könige so sehr am Herzen lagen, konnte er niemanden mit so vieler Zuversicht anvertrauen, als dem Bischöfe Vancsa. Nach seinem Vorschlage sollte dieser sich mit denselben nach Östreich, zu dem Herzoge Friedrich dem Streitbaren verfügen, mit dem er wenige Jahre zuvor Kraft eines Friedensbundes in Freundschaft getreten war. Vancsa billigte die Zufluchtsstätte, unter deren Schirme er den Aufgang eines bessern, wonnestrahrenden Gestirnes für Ungarn, abwarten sollte, und machte sich ohne Zögerung, mit den seiner Obhut und Fürsorge anvertrauten Gütern und Mitgliedern der königlichen Familie, auf den Weg dahin. Mit ihm und zu seiner Hilfe waren auch noch die Pröbste von Urad und St. Salvator, zu Csanad dahingezogen. Friedrich der angeflehte Herzog von Östreich, nahm die Geflüchteten — noch jetzt sorgfältig die Heimtücke seiner Untreue und Habsucht verhehlend — mit aller Gastfreundschaft auf, und wies ihnen zu ihrem einstweiligen Aufenthaltort, das Haimburger Schloß an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dissots Urtheil über den Kaffee.

Es wird in unsern Tagen sehr viel über den Kaffee gestritten. Einige erheben ihn, als den köstlichsten Lebensnectar, bis an die Sterne, andere verdammen ihn bis in den Tartarus hinab, als ein die Menschheit verpestendes Gift. Welche von den streitenden Parteien Recht

hat, mag ich nicht entscheiden. Ich will bloß das Urtheil über den Kaffee von einem Manne anführen, der zu seiner Zeit als ein scharfsinniger Arzt in großem Ansehen stand. Jener Mann war T i s s o t. Seine Handglosse über den Genuß des Kaffee's, scheint mir viel Wahres und Wichtiges zu enthalten. Er sagte: „Wenn man nur selten Kaffee trinkt, so erfreuet er, zertheilet die schleimigten Materien des Magens, vermehret die Thätigkeit desselben, zerstreuet die Schwere im Kopf und die Schmerzen desselben, welche von einer unordentlichen Verdauung herrühren; er läutert sogar die Begriffe und schärft den Verstand — wenn man den Gelehrten glauben darf. — Allerdings nach der Versicherung mehrerer Ärzte, soll den Gelehrten zuweilen eine Schale Kaffee, eben so wohl bekommen, wie zu Zeiten ein Glas guten, alten Weins. Von der Tissotschen Behauptung, scheint aus der Gilde der emsigen Musensfreunde, vielleicht keiner einen so buchstäblichen Gebrauch gemacht zu haben, als der französische Philosoph V o l t a i r e. Er bediente sich mit vieler Pünctlichkeit des Kaffee's, als eines Mittels, die Verrichtungen seines Geistes zu befördern, und seine Verstandskräfte zu erhöhen, im höchsten Grade aber damals, als er im Jahre 1778 (in seinem Sterbejahr) zu Paris in aller Eile, an der Verbesserung seines Trauerspiels *T r e n e* gearbeitet hat. Er trank täglich aus der erwähnten Absicht 50 Tassen Kaffee. Allein dieser übermäßige Genuß führte ihn in die kalten Arme des Todes. Die Wallung seiner Blutmasse begann siedend zu werden; er glühte am ganzen Körper, und um die brausenden Fluthen in seinen Adern zu stillen, bediente er sich des Opiums. Allein diese Cur

erzeugte bei ihm einen Schlagfluß, der ihm auch das Lebenslicht ausblies.

Mathematische Auflösung einer Rechtsfrage.

Über den, in No. 18. unseres Blattes, unter der Rubrik: Großbritannien und Irland, angezeigten sonderbaren Rechtsfall in Betreff eines Testaments, theilen die, der Ofner Zeitung beiliegenden gemeinnützigen Blätter, folgende, von einem schätzbaren Mathematiker, erhaltene Auflösung mit: „Was braucht es denn erst, um ein Testament zu vollstrecken, so großer Rechtsgelehrsamkeit? Es ist genug, den letzten Willen des Testirenden gut zu verstehen, wenn sonst keine Hindernisse vorhanden sind, welche das Testament vielleicht ungültig machen könnten. Es gibt Fälle, wo über solche Gegenstände die Mathematik besser entscheiden kann, als das Jus. Meine (oberwähnten Mathematikers) Entscheidung über das Testament des Irländers, wäre folgende:

Man setze das ganze hinterlassene Vermögen von 15,000 Pf. St. = a ; der Mutter ihr Erbtheil soll x heißen; der des Sohnes y ; so bleibt für das Mädchen $a - x - y$ übrig. Es verhält sich also 1.) $x : y = 5000 : 10,000 = 1 : 2$, daher $y = 2x$; 2) $x : a - x - y = 10000 : 5000 = 2 : 1$, daher $y = \frac{2a - 3x}{2}$; folglich $2x = \frac{2a - 3x}{2}$ und $x = \frac{2a}{7} = 4285\frac{5}{7}$ Pf. St. Dieß ist der Mutter ihr Erbtheil; und $y = 2x = 8571\frac{3}{7}$, ist der Erbtheil des Sohnes;

endlich $a - x - y = 2142$ 6/7 Pf. St. der Erbtheil der Tochter.“

Der sächsische Pauker.

Durch einen sonderbaren Umstand hätten die Preußen beinahe die Schlacht bei Striegau verloren. — Ein sächsischer Pauker ward nämlich mit seinen zwei silbernen Pauken gleich im Anfange der Schlacht gefangen genommen. Aus Eile und Unvorsichtigkeit verabsäumte man, ihn absetzen zu lassen. Diesen Umstand nützte der Pauker meisterhaft; denn als das Schlachtgetümmel größer wurde, und die preußische Cavallerie im vollen Einhauen war, schlug er in dem Augenblicke Retraite, da sich der Sieg auf die preußische Seite lenkte. Sein heftiges Retraite-Schlagen und wechselndes Rufen: „Halt! zurück!“ machte bei einigen preußischen Schwadronen auf einige Minuten Stockung, und hätte die ernsthaftesten Folgen nach sich ziehen können. Jetzt aber entdeckt ein junger Offizier, daß es der gefangene sächsische Pauker wäre, welcher diesen Streich spielte. Voll Wuth sprengte er auf ihn zu, und that einen Hieb nach ihm, der dem Pauker die Nase, Lippen und einen Theil des Kinns wegnahm, daß er dadurch vom Pferde stürzte. — Nach geendigter Schlacht wurde dieser seltene Mann von einer Menge preußischer Offiziere und Gemeinen umringt. Flüche und Lobsprüche wurden dem auf einem Hügel sitzenden Verwundeten zugerufen. Ein verständiger Kürassier machte dem wechselnden Fluchen und Bedauern ein Ende: „Ey was,“ sagte er, „hier ist nicht Zeit, Kriegs-

recht zu halten! Wer ein braver Kamerad ist, der fasse an; wir wollen ihn nach Striegau ins Lazareth bringen." — Schnell hob man ihn auf einen eben mit Bewundeten vorbei fahrenden Wagen; und dort nahm man sich seiner so sorgfältig an, daß er wieder geheilt und ausgewechselt werden konnte. — Der sächsische Hof belohnte die Geistesgegenwart und Treue des Paukers mit einer Accis-Einnehmerstelle.

Neue Entdeckung.

Dr. Me, Professor an der Veterinärshule in Turin, hat eine kleine Schrift herausgegeben, in welcher er darauf aufmerksam macht, daß sich ein, die China-Rinde vollkommen ersetzendes Surrogat in dem *Lycopus europaeus*, der von den Landleuten in dortiger Gegend nach einer alten Tradition Erba china (Chinakraut) genannt wird, in ganz Piemont, vorzüglich an feuchten und sumpfigen Stellen, finde. Er führt zur Unterstützung seiner Behauptung mehrere Fälle an, in welchem dieses Mittel gleiche Wirkung, wie die ächte China, gehabt habe.

~~~~~

Auflösung des Sylben-Räthsels in  
Nro. 21.

L u f t s c h i f f.

---